Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, — zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
B. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1718.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzer Straße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 6303.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 574. **Dienstag** den 11. November 1902. **96. Jahrgang.**

Rußlands Räumung der Mandschurei.

v. S. Als im Frühling dieses Jahres Rußland und China das Abkommen über die Mandschurei schlossen, erregte es Aufsehen, daß die zarische Diplomatie sich zu einer Räumung des fraglichen Gebietes in gewissen Terminen verpflichtet hatte. Das entsprach so gar nicht ihren früheren Gepflogenheiten, welche gewöhnlich den Grundsatz vertraten, die russische Flagge dort zu lassen, wo sie einmal wehe, daß vielfach an der Aufrichtigkeit der Absichten der Russen gezweifelt wurde. Genährt wurden die Zweifel durch eine Klausel des Vertrages, nach welcher das Zarenreich erst dann mit der Räumung beginnen wollte, wenn die Ruhe in der Mandschurei hergestellt wäre, und wenn die Haltung anderer Mächte es nicht an seiner Absicht hindern würde.

Gleichzeitig begannen die Petersburger Blätter, die Zustände in der Mandschurei sehr ungünstig zu schildern, wodurch die Kühnheit räuberischer Horden und die Schwäche der chinesischen Regierung in hellem Lichte erschienen. Es konnte darnach kaum einem Zweifel unterliegen, daß an der Newa geringe Lust zur Zurückziehung der Truppen und zur Preisgabe der Mandschurei bestand. Und nun wird doch mit der Räumung auf einmal ernst gemacht, — anscheinend wenigstens. Vor einigen Wochen wurde eine Kundgebung aus Petersburg verbreitet, nach welcher die Rückgabe des streitigen Gebietes an die chinesische Regierung und die Entfernung des Militärs nunmehr ihren Anfang nehmen würden. Der Ankündigung ist jetzt die Tat gefolgt und die „Räumung der Mandschurei" nicht mehr nur ein Wunsch der Engländer und Japaner, sondern sie vollzieht sich langsam, aber unverkennbar.

Betrachtet man indessen diese neueste, mit den alten Traditionen anscheinend unvereinbare Aktion der Russen, so muß man zur Erkenntnis gelangen, daß sie doch wesentlich anders aussieht, wie sich nach dem flüchtigen Eindruck der Petersburger Kundgebung annehmen ließ. Die Zurückziehung der Truppen besteht im Grunde in gar nichts anderem, wie darin, daß das früher im Lande zerstreut gewesene Militär an gewissen Punkten zusammengezogen wird. Rußland besitzt bekanntlich auf Grund des viel genannten Cassini-Vertrages aus dem Jahre 1896 das Recht, die mandschurische Eisenbahn, die von ihm errichteten Gebäude und das sonstige Bahnmaterial durch Truppenabteilungen „schützen" zu lassen. Dieses Recht ist durch die jüngste Vereinbarung in keiner Weise angetastet worden, und man würde das in Petersburg auch niemals zugeben. Die erwähnte Bestimmung nun ist es, die die russische Diplomatie jetzt trefflich ausnutzt, indem sie den „Schutz" der mandschurischen Linie als Mittel zur Befestigung ihrer Herrschaft über die Mandschurei gebraucht. Der neue Schienenweg berührt die meisten wichtigen Straßen und Städte des Landes. Alle diese Punkte können von den Russen durch Truppen in beliebiger Zahl besetzt werden. Die bisherigen Abmachungen haben über die Größe der Wachtmannschaften nichts bestimmt, und niemand wird es hindern können, wenn 30—50 000 Mann dazu verwandt werden. Daß die Russen die Sachlage zu ihren Gunsten ausnutzen werden, darf als selbstverständlich angesehen werden.

Die russischen Truppen haben mehrere größere Städte der Mandschurei, wie Kintschwang, Kirin und Mukden, verlassen; aber sie haben in der Nähe und längs des Bahnkörpers Standlager bezogen, die ihre Stellung eigentlich nur weiter festigen. Die Engländer, welche anfangs über die „Nachgiebigkeit" des Zarenreiches jubelten, haben sich inzwischen überzeugt, daß ihre Freude voreilig war, und daß Rußland durch die „Räumung" nur einen neuen Sieg erfochten hat. Die Londoner Blätter schildern die Standlager in anerkennenden Worten. Sie sollen ausgedehnte Kasernenbauten, in denen tausende von Soldaten untergebracht werden können, enthalten und städtische Anlagen nach europäischem Muster mit allen modernen Erfordernissen besitzen. Russen sollen in großen Mengen in diese Standlager strömen, die in gewissem Sinne einen Staat im Staate China bilden. Jetzt erkennen die Briten, daß die Russen zur Ausübung ihres Einflusses in der Mandschurei kein besseres Mittel ergreifen konnten, als die Zusammenziehung ihrer Truppen in diesen Standlagern. Sie haben die Möglichkeit, die letzteren zu Stützpunkten ihrer Operationen zu machen, ohne darin von China, England und Japan behindert werden zu können. Sie können von dort aus weit bequemere Vorstöße in das Land unternehmen, als es in den Städten der Fall gewesen wäre, wo nach verschiedener Richtung Rücksicht genommen werden muß. Rußlands Druck auf Peking und die chinesische Regierung wird nach der „Räumung" der Mandschurei in wesentlich stärkerem Maße zu Tage treten, als es bisher der Fall war.

Die Frage wäre freilich, ob England und Japan sich bei dieser Wendung beruhigen werden, oder ob sie am Ende, sei es auch mit Waffengewalt, dem Vordringen der Russen entgegentreten. Wir glauben, das letztere unbedingt verneinen zu müssen. England hat freilich im Süden Afrikas Frieden geschlossen und dadurch die Hände teilweise frei bekommen; aber die Zustände in seinen neuen Kolonien sind deshalb noch lange nicht so, daß man in London die Hände in den Schoß legen und wiederum auf Abenteuer ausgehen kann. Die Engländer werden unter allen Umständen den Frieden zu erhalten suchen; Japan wiederum fühlt sich allein nicht stark genug, um mit dem Zarenreiche den Krieg zu beginnen. So dürfte die Ruhe in Asien in nächster Zeit kaum gestört werden. Rußland selbst aber hat durch seine Taktik in der Mandschurei einen hervorragenden Erfolg errungen, der ihm einen festeren Rückhalt bietet, als die gewaltsame Besetzung des Landes.

Deutsches Reich.

-+- **Berlin**, 10. November. (Die Welfen in Braunschweig.) Nach dem hannoverschen Hauptorgane der Welfenpartei haben die braunschweigischen Welfen oder, wie die „Deutsche Volkszeitung" sie nennt, „die vereinigten vaterländischen Parteien des Herzogtums Braunschweig", schon jetzt Kandidaten für die nächstjährigen Reichstagswahlen in allen drei braunschweigischen Wahlkreisen aufgestellt. Da ein Sieg der welfischen Bewerber ausgeschlossen ist, so sind großmütigerweise in zwei von den drei Wahlkreisen bürgerliche Bewerber aufgestellt worden (in halbwegs aussichtsreichen Wahlkreisen stellen bekanntlich Welfen adlige Kandidaten auf). Wer sagen, daß die welfischen Kandidaturen in Braunschweig aussichtslos seien; aber immerhin haben sie bei den letzten Reichstagswahlen mehr als 10 000 Stimmen in den drei braunschweigischen Wahlkreisen aufgebracht. In keinem dieser Wahlkreise ist freilich der welfische Anhang so groß, daß die Partei Aussicht hätte, auch nur in die Stichwahl zu gelangen, aber immerhin haben sie in zwei von den drei Wahlkreisen den stolzen Erfolg zu verzeichnen gehabt, der Sozialdemokratie zum Siege zu verhelfen. In dem Wahlkreise Braunschweig, in dem die Sozialdemokratie einen Stimmenrückgang gegenüber den Wahlen von 1893 zu verzeichnen hatte, war beim gemeinsamen Vorgehen der bürgerlichen Parteien in der Stichwahl der Sieg des bürgerlichen Bewerbers möglich. Der Wahlkreis Holzminden fiel infolge der welfischen Kandidatur zum ersten Male der Sozialdemokratie in die Hände. Diesen Erfolg können die welfischen Kandidaturen möglicherweise auch bei den nächsten Wahlen haben, und wenn der Ehrgeiz der Welfen hierauf gerichtet ist, so haben sie ja mit der Aufstellung eigener Kandidaturen das rechte Mittel zum Zweck gewählt.

* **Berlin**, 10. November. (Zentrum, Reichskanzler und Bundesrat.) Die „Köln. Volksztg." ist tief verstimmt gegen den Reichskanzler und den Bundesrat, denen sie folgendermaßen den Text liest:

Inzwischen hört man von der Reichsregierung immer noch nichts. Der Reichskanzler geht zum Kaiser, und der Kaiser besucht den Reichskanzler zu langen Konferenzen. Aber man hört und sieht nicht, daß etwas dabei herauskommt. Die Passivität des Reichskanzlers beginnt etwas wahrhaft tragisch Großartiges zu gewinnen. Unnahbar sitzt der leitende Staatsmann in seinem Palais in der Wilhelmstraße. Vielleicht ist er noch dabei, die Aktenstöße aufzuarbeiten, welche sich während seines verlängerten Ferienaufenthaltes in Klein-Flottbeck angehäuft haben. Derweil muß Graf Posadowsky im Reichstage die verbündeten Regierungen allein vertreten. Da aber wirklich nichts Neues passiert und die Lage unverändert dieselbe bleibt, so weiß auch er nichts Besseres zu tun, als zu schweigen. Auf der Ministerbank sieht's so gemütlich und harmlos aus, als ob es den Bundesrat gar wenig anginge, was da unten im Parterre des Reichstages vor sich geht. Der Reichstag tut ja nur seine Pflicht, wenn er auch unter den größten Opfern die weitschichtige Vorlage durchberät, welche der Bundesrat ihm unterbreitet hat. Gewiß, er tut nur seine verfassungsmäßige Pflicht; und er tut in der Tat diese Pflicht und wird sie tun bis zum Ende. Aber neben dieser Pflicht des Reichstages steht doch auch die Pflicht des Bundesrats, zu tun, was an ihm ist, und unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen. Wenn der Bundesrat dieser Pflicht sich nicht zu erinnern scheint, so darf darum der Reichstag immer noch nicht aufhören, seinerseits seine Pflicht zu tun, so lange wie es geht. Aber wenn die Sache hernach ein unerfreuliches Ende nimmt, so soll man dem Reichstage keine Vorwürfe machen, sondern für diese die richtige Adresse im Bundesrate suchen.

Wahrscheinlich ist dieser Artikel nur die Einleitung zu einem weiteren, in dem die „Köln. Volksztg." dem Reichskanzler und dem Bundesrate klar macht, was sie eigentlich zu tun haben. Und da das klerikale Blatt nach den wiederholten feierlichen Erklärungen der Vertreter des Bundesrats nicht erwarten kann, daß dieser noch in letzter Stunde in Sachen der Mindestzölle „umfällt", und da es auch vom Reichskanzler nicht verlangen kann, daß er hinter jedem säumigen Abgeordneten herreist und ihn in den Reichstag treibt, so bleibt nichts anderes übrig, wie die genaue Bezeichnung des Preises, für den das Zentrum seiner Herzensneigung zum Umfallen und zur Herbeiführung stark besetzter Häuser, in denen die Obstruktionisten machtlos sind, nachkommen kann. Also heraus mit klaren Forderungen!

* **Berlin**, 10. November. Zu der Reise des preußischen Eisenbahnministers an die süddeutschen Höfe liest man in einer Zentrums-Korrespondenz, die beachtenswerter Weise sogar vom „Bayer. Kur." ohne Anstand abgedruckt wird:

„Daß die deutsche Eisenbahngemeinschaft das Ziel ist, auf das man es in Berlin abgesehen hat, ist wohl nicht zu leugnen. Man hat aber gar nicht nötig, die anderen Staaten deswegen schroff zu behandeln und Zwang anzuwenden, wie seiner Zeit bei der Hineinziehung der Nachbarn in den Zollverein. Man darf auf die „Entwicklung" vertrauen, die Gemeinschaft schon von selbst bringen wird, wenn man nur Geduld hat. In Württemberg ist ja bereits eine starke Strömung für den Anschluß."

Hierzu bemerkt die „Nat.-Ztg.": „Wenn selbst in die partikularistische Zentrumspresse Bayerns Ausführungen dieser Art Eingang finden können, so verschlägt es wenig, daß die „Frankf. Ztg." bayerischer ist als die Bayern. Minister Budde auf seiner Reise mit Mißtrauen verfolgt und die für die Eisenbahngemeinschaft vorhandene Strömung möglichst unbedeutend darzustellen sucht. Das Blatt weiß nur von „Wühlereien" der schwäbischen und badischen Wollwarths und bestreitet das Anwachsen der einer Eisenbahngemeinschaft freundlichen Auffassung in Württemberg, das sich, wie es geringschätzig meint, „höchstens auf einige Großhandelsleute" beschränke. Es berührt doch recht seltsam, daß gerade die „Frankfurter Ztg." damit indirekt den „Großhandelsleuten" das Urteil über diese Fragen abspricht; sollten sie nicht im Gegenteil zu den zuständigsten Beurteilern solcher Verkehrsangelegenheiten gehören? Wir können vorläufig mit dem Zugeständnis ganz zufrieden sein, daß in diesen kompetenten Kreisen die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Verkehrsvereinheitlichung weiter um sich greift, ebenso wie mit der vielsagenden Bemerkung, daß die Verhältnisse in Karlsruhe, „wenigstens jetzt noch" nicht anders liegen — deutet sie doch die Erkenntnis an, daß auch hier der Umschwung mit der Zeit zu gewärtigen ist. Angesichts dieser Aenderung des Tons sowohl in der klerikalen wie in der volksparteilichen Presse partikularistischer Observanz haben wir keinen Anlaß, uns erneut in die Streitfrage: Reichseisenbahnen oder Anschluß an die preußisch-hessische Gemeinschaft? einzulassen und zu wiederholen, daß nur der letztere Weg gangbar ist. Wir warten ruhig die Entwicklung

Feuilleton.

Wie ich den „Brenham Herold" gründete.

Eine tragikomische Geschichte von E. Carlé-Kaempf.

Nachdruck verboten.

„Fünf Cents der „Brenham Herold", der neue „Brenham Herold"", brüllte der Zeitungsjunge aus voller Lunge, ohne jedoch mit seinen Anstrengungen sonderlichen Erfolg zu erzielen.

Ich war der Redakteur und Mitinhaber dieses Unternehmens und schlich verschämt schon seit dem frühen Morgen hinter dem Jungen her. Meine hochgespannten Erwartungen sanken jedoch immer tiefer und tiefer, denn bis jetzt waren ganze vier Exemplare verkauft worden!

— — — Seit ungefähr einem Jahre befand ich mich in Texas und seit acht Tagen in dem freundlichen Städtchen Brenham, an der Mittel-Texas-Linie der Santa Fé-Eisenbahn gelegen. Damals war es noch klein. Die Bewohner des Städtchens waren zum großen Teil Deutsche, und auch die Farmen in der Umgebung gehörten zumeist deutschen Familien. Dabei hatte Brenham zwar eine gute englische Zeitung, aber keine deutsche.

Kein Wunder, daß ich vollkommen einverstanden war, als mir der alte Mr. Tobias Smyth — er hatte es für notwendig gehalten, seinen schönen deutschen Namen Schmidt zu amerikanisieren — den Vorschlag machte, mit ihm zusammen eine deutsche Zeitung in Brenham zu gründen.

„Eine deutsche Zeitung in Brenham ist ein dringendes Bedürfnis", sagte er, emphatisch auf den Tisch schlagend, daß die Stühle in der alten Kneipe wackelten, „ich wiederhole es, ein dringendes Bedürfnis. Und der Zeitpunkt ist außerordentlich günstig für das Unternehmen. Die Baumwollernte war ausgezeichnet; ergo haben die Leute Geld! Daß sich jeder deutsche Farmer eine deutsche Zeitung halten wird, ist selbstverständlich. Ich sage Ihnen, es stecken Millionen in diesem Projekt, Millionen. Jim, noch einen Schnaps!"

Die Millionen imponierten mir. Die Hauptsache war die Kapitalfrage. Smyth hatte kein Geld. Ich hatte ganze 200 Dollars, sagte ihm aber, ich hätte nur 150 — man konnte ja nicht wissen. 200 Dollars sind ein ganzer Haufen Geld für einen jungen Kerl, der keine Ahnung hat, wo er wieder Geld herbekommen soll, wenn diese fort sind. Nun war der alte Smyth Feuer und Flamme. Zuerst der Name. „Brenham Herold." Der war sehr schön und hatte einen poetischen Klang. Gut! Setzen und Drucken würden wir selbst; Hülfskräfte zu bezahlen, wäre bei unserer großartigen Kapitalseinlage etwas schwierig gewesen. Und es ging auch so. Smyth konnte famos setzen, und ich — ich mußte es eben lernen. „Man muß alles verstehen in Malheurika", meinte er. Die Redaktion übernahm ich; die Lokalberichterstattung besorgten wir zusammen. Der Alte brüstete sich mit den guten Verbindungen, die er hatte. Das war ganz richtig; sie waren nur zu gut, wie ich später herausfand.

Jetzt ging es an die Arbeit. Wir mieteten ein Haus — dieses hatte früher als Ziegenstall gedient. Es bestand aus zwei Räumen, die durch eine Holzwand getrennt waren. Die fehlenden Fenster wurden durch hereingeschnittene viereckige Oeffnungen ersetzt. Lustig war es, sehr lustig, aber das war für uns nur ein Vorteil bei dem heißen Klima. Das große Firmenschild fabrizierten wir selbst, indem wir ein Brett, das der alte Smyth bei einem Spaziergang „gefunden" hatte, mit weißer Farbe anstrichen und auf diesem Untergrund mit grellroten, weithin leuchtenden Buchstaben „Buchdruckerei des „Brenham Herold"" malten.

Nun konnte es an die innere Einrichtung gehen. Die 150 Dollars waren für leihweise Ueberlassung einer alten Tiegeldruckpresse, sowie zweier Kästen mit Lettern und andern dazu gehörigen Kleinigkeiten bereits ausgegeben, und so blieb für die Einrichtung der Redaktion allerdings nichts mehr übrig. Jedoch auch hier schafften wir Rat. Der Besitzer der Grocery (Krämerei) an der nächsten Ecke fand sich gegen das Versprechen einer Gratis-Anzeige bereit, uns eine große und zwei kleine Kisten, die auf seinem Hofe herumlagen, abzutreten. Die große Kiste überklebten wir, nachdem die eine Längswand herausgeschlagen war, mit braunem Papier, und der Schreibtisch war fertig. Die zwei kleinen Kisten dienten als Sessel; roter Plüsch wäre allerdings hübscher gewesen; auch vermißte man bei längerem Sitzen die Polsterung ganz bedeutend.

Nun begann meine Tätigkeit als Redakteur. Mit zwei Bleistiften und einem Notizbuch bewaffnet, besuchte ich eine Bar nach der andern und schrieb aus sämtlichen mir in die Hände fallenden Zeitungen die mir zusagenden Artikel einfach ab, dann ging es zurück ins Sanktum; und während ich die gestohlenen Leitartikel ins Deutsche übersetzte, arbeitete Smyth, den unvermeidlichen Cigarrenstummel zwischen den Zähnen, im Schweiße seines Angesichts am Setzkasten.

Endlich war die erste Ausgabe, 100 Exemplare stark, fertig. Vier davon verkauften wir, wie eingangs erzählt. Ich war tief betrübt, wenn ich an meine schönen 150 Dollars dachte.

Mit der Zeit jedoch ging es besser, und nach Verlauf von zwei Monaten hatte der „Brenham Herold" eine Auflage von 500 Exemplaren.

Die Sache hatte aber ihren Haken. Die Zahlungsweise unserer Landabonnenten war nämlich eine höchst eigentümliche. Die Farmer, die von Haus aus geizig waren und hier in Amerika den Wert des Geldes erst recht schätzen gelernt hatten, waren nämlich durch nichts zur Herausgabe baren Geldes zu bewegen, sondern erlegten ihre Abonnementsgebühren in — Naturalien, ja, manchmal sogar in lebendigen Werten, wie Hühner, Ziegen usw. Natürlich konnten wir das Zeug nicht immer gleich an den Mann bringen, und so wurde zeitweise unser Geschäftslokal seinem ursprünglichen Zwecke, dem eines Stalles zurückgegeben. Die Schererei, die ich mit dem Verkauf von all den Sachen hatte, ist nicht zu beschreiben. Smyth nämlich war dazu nicht zu gebrauchen; der ging höchstens in die nächste Kneipe und vertöbelte die ganzen lebendigen Abonnementsgebühren für ein paar Flaschen schlechten Schnaps!

Wahrlich, unsere Abonnenten behandelten uns schlecht; die Zeitung war aber auch darnach. Unsere Typen waren miserabel, und es waren auch nie genug von einer Sorte vorhanden. Oft kam es auch vor, daß wir anfingen, einen Artikel in kleiner Antiqua zu setzen; dann, als die ausging, kam fette Borgis an die Reihe und am Ende Versalien — lauter große Buchstaben. Oft ließen wir auch eine halbe oder ganze Spalte offen für die „nicht eingetroffenen Telegramme".

Wir schlugen uns eben so durch. Endlich aber kam doch der Krach, den ich schon lange befürchtet hatte. Daß unser „Unternehmen" sich so lange über Wasser halten konnte, war nur der persönlichen Färbung der Lokalberichterstattung zuzuschreiben, welche Tobias Smyth besorgte. Wo er seine Lokalnachrichten hernahm, ist mir immer ein Rätsel geblieben, aber so etwas Unverschämtes war noch nie dagewesen. Die intimsten Familienangelegenheiten zerrte er unbarmherzig ans Licht der Oeffentlichkeit, und es verging kaum ein Tag, an dem nicht ein wütender Bürger auf unsere Redaktion stürmte und Sühne verlangte für irgend eine schwere Beleidigung. Gewöhnlich endete die Sache damit, daß der alte Smyth furchtbare Prügel bekam — ich drückte mich immer. Und die Prügel waren jedesmal wohlverdient: gegen den „Brenham Herold" war der „Arizona Kicker" der reinste Waisenknabe!

Eines schönen Tages beschuldigte Smyth mehrere angesehene Bürger, daß sie bei einem Besuche auf einer entlegenen Farm mehreren Pferden die Erlaubnis erteilt hätten, mit ihnen zu reisen. Am Abend nach dem Erscheinen der betreffenden Nummer erschienen fünf dieser Ehrenmänner, bis an die Zähne bewaffnet, auf unserer Redaktion.

„Mr. Editor zu sprechen?"

„Jawohl, das bin ich", gab ich betrübt zu.

„Ihr habt den Artikel von den gestohlenen Pferden geschrieben?" war die drohende Frage.

„No, no", beeilte ich mich schleunigst zu erwidern; mir ahnte nichts Gutes. „Dafür ist Mr. Smyth verantwortlich." Mit diesen Worten wollte ich zur Tür, um meinen Sozius herbeizurufen, wurde jedoch, mit vorgehaltenem Revolver, freundlichst ersucht, mich nicht zu bemühen, und die Herren begaben sich in den Nebenraum auf die Suche. Es dauerte nicht lange, so fanden sie Mr. Smyth — in der Papierkiste.

Auch ihm wurde die Frage vorgelegt, ob er der Verfasser des Artikels sei, und als er lebhaft bedauerte, sich nicht genau erinnern zu können, versetzte ihm einer der liebenswürdigen Besucher ein paar furchtbare Jagdhiebe mit einer schweren Maultierpeitsche. Jetzt fiel es Mr. Smyth ein, daß er die Geschichte geschrieben hatte.

Die Sache ging sehr schnell. Mr. Smyth wurde einfach vor die Wahl gestellt, sofort gehängt zu werden oder unverzüglich Brenham für immer zu verlassen.

Er entschied sich für das Letztere. Er hätte eine Luftveränderung nötig, sagte er. Gegen mich hatte man zwar nichts, aber der „Brenham Herold" war mir gründlich verleidet — ich fuhr nach St. Louis und wurde Reporter am „Globe Democrat".

Sang- und klanglos war der „Brenham Herold" eingeschlafen, und das bedauernswerte Brenham ist, meines Wissens, noch jetzt ohne deutsche Zeitung!

SLUB
Wir führen Wissen.